

<b>e-Journal Philosophie der Psychologie</b>	<b>Helmut Jungermann / Christoph Lütge: Entscheidung und Urteil Rezension von Felix Annerl</b>
--	--

**Helmut Jungermann / Christoph Lütge: Entscheidung und Urteil. Philosophie und Psychologie im Dialog Band 8. Vandenhoeck & Ruprecht 2009. 115 Seiten**

Helmut Jungermann, Professor für Allgemeine Psychologie an der Technischen Universität Berlin, und der Philosoph Christoph Lütge von der Technischen Universität Braunschweig haben mit diesem kleinen Buch formal gesehen ein originelles Konzept der Interdisziplinarität entwickelt. Sie stellen jeweils einen Aufsatz zur Frage der Entscheidung aus der Sicht ihres Fachs vor und diskutieren in einem abschließenden dritten Teil ihre jeweiligen Methoden und Ergebnisse.

Am Anfang steht Jungermanns Darstellung der Entscheidung als empirisches Phänomen unserer Psyche. Der Autor beginnt mit einem knappen Überblick zum Stand der psychologischen Entscheidungsforschung, die eine Reihe von begrifflichen Konzepten entwickelte und diese mit entsprechenden empirischen Befunden zu belegen versuchte. Die Definitionen, auf die man sich hierbei stützte, sind unserer heutigen Alltagssprache entnommen und daher jenen recht nahe, mit denen auch Lütge seine philosophische Untersuchung starten wird. So lautet etwa die zentrale Bestimmung: "Mit dem Begriff der Entscheidung verbinden wir im Allgemeinen mehr oder weniger überlegtes, abwägendes und zielorientiertes Handeln." Mit dieser grundlegenden Definition sind logisch eine Reihe weiterer Komponenten verknüpft, etwa jene des Beurteilens, Wertens oder Wählens. Die konkurrierenden psychologischen Theorien, die Jungermann in der Folge kurz skizziert, versuchen die verschiedenen kognitiven Akte wie rationale Situationsanalyse, Unterscheidung verschiedener Optionen, Einschätzen dieser Optionen aufgrund von Erfahrungen und Zielvorstellungen etc. so zu bestimmen, dass sie auch empirisch fassbar werden.

Psychologische Theorien der Entscheidung spielen, wie man weiß, besonders in den Wirtschaftswissenschaften eine zentrale Rolle. Ein gewisser rückwirkender Einfluss dieser 'Bestimmung' ist den verschiedenen psychologischen Konzepten, die Jungermann vorstellt, durchaus anzumerken. In der Regel geht es um das Konstrukt eines idealtypischen Subjekts, welches in seinem Verhalten bestimmte Voraussetzungen (Axiome) erfüllt, etwa die der Vergleichbarkeit, der Unabhängigkeit oder der Kontinuität. Diesem gedachten Subjekt geht es dabei apriori um die Maximierung seines Nutzens. Um diesen zu erreichen, muss es seine Rationalität einsetzen. Jungermann zeigt nun, dass mit diesem zentralen Begriff einige Hürden für eine brauchbare empirische Theorie verbunden sind. Denn es macht zwar keine Schwierigkeiten, die formalen Kriterien der rationalen Entscheidung wie vollständige Informiertheit über die augenblickliche Lage, über die verschiedenen Eingriffsmöglichkeiten, über die Kenntnis der zu erwartenden Handlungsfolgen etc. zu bestimmen. Doch in der realen Welt, unter realen Akteuren, werden diese Kriterien niemals erfüllt. Kurz, die formalen Entscheidungstheorien scheiterten an mangelhaftem Wissen, an Illusionen, Fehleinschätzungen und anderen Schwächen realer Akteure, was im Weiteren zu der Erkenntnis führte, dass eher nicht-rationale Momente wie "Intuition" oder "Emotion" eine wesentliche Rolle bei unseren Entscheidungen spielen. Man hat aufgrund dieser Einsichten das Konzept einer "beschränkten Rationalität" entwickelt. Das klingt zwar verlockend wirklichkeitsnahe, doch es liegt auf der Hand, dass die entsprechenden Konkretisierungen eher vage bleiben mussten und weder in der Psychologie noch in der Ökonomie zu den erhofften theoretischen Innovationen verholfen haben. Hält man sich mit Jungermann die vielen

Schwierigkeiten vor Augen, die einer psychologischen Entscheidungstheorie im Wege stehen, wächst die Hoffnung, dass vielleicht die Philosophie helfen kann, einige davon zu überbrücken. Christoph Lütge eröffnet seine Untersuchung mit der Feststellung, dass dem Phänomen der Entscheidung in verschiedenen philosophischen Richtungen eine jeweils andere Bedeutung zukommt. Er skizziert zuerst die klassische rationalistische Auffassung des Begriffs, wie sie bereits im englischen Empirismus des 18. Jahrhunderts zu finden ist, und stellt dieser die Entscheidung in der Existenzphilosophie gegenüber, wobei er beispielhaft auf Kierkegaards Wendung vom "Sprung in den Glauben" verweist, einem Sprung, der nicht auf rationale Kalkulationen gestützt ist. Als weitere charakteristische Positionen nennt Lütge Carl Schmitts Dezisionismus und den Entscheidungsbegriff des Dekonstruktivismus. An diese Aufzählung vier unterschiedlicher Typen der Entscheidung schließt der Autor generelle Überlegungen zum Verhältnis von Philosophie und Einzelwissenschaften an. Seiner Auffassung nach ist Philosophie keine weitere Disziplin mit besonderem, eigenem Inhalt, diese eigentümliche Disziplin betreibe, so Lütge, auch nicht eine Art Grundlagenforschung. Vielmehr bestünde, wie bereits Weizsäcker meine, ihre primäre Aufgabe darin, die Zusammenarbeit der diversen Wissenschaften zu organisieren. Im Anschluss daran outet sich Lütge in wenigen knappen, aber überraschenden Wendungen als "Naturalist" im Sinne Vollmers. Dies erscheint deshalb überraschend, ja sogar ein wenig irritierend, weil ein solches 'Bekenntnis' eine nur schwer zu begründende Einengung des eingangs skizzierten philosophischen Spektrums impliziert. Man belastet sich überdies durch eine solche weltanschauliche Fixierung mit einer Reihe recht zweifelhafter Dogmen, die in der gebotenen Kürze nicht zu verteidigen sind. Einer dieser Grundsätze, die Lütge ausdrücklich nennt, lautet etwa, "dass es keine Phänomene geben kann, die für wissenschaftliche Methoden prinzipiell unzugänglich sind". Vieles spricht, wie etwa Colin McGinn scharfsinnig ausführte, dafür, dass es in Wahrheit eine beträchtliche Zahl solcher prinzipiell unzugänglichen Phänomene gibt. Doch wer immer hier auch recht haben mag: Wozu sollte ein solcher 'Glaubenssatz' nützen? Die Zeit ist vorbei, wo man eine Erlaubnis benötigte, um nach einem rationalen Zugang zu einem bestimmten Bereich suchen zu dürfen. Findet man einen, ist es gut, findet man keinen, bestehen eben stets drei Möglichkeiten, nämlich die, dass er später noch entdeckt wird, zweitens die, dass er zwar existiert, aber die Menschen aus irgendwelchen Gründen nicht imstande sind, ihn zu finden. Und drittens eben die, dass unsere Denkfähigkeiten, unsere Wissensstruktur etc. dafür prinzipiell ungeeignet sind.

Verhängnisvoller noch als dieses die Naturwissenschaft als eigentliche Wissensform auszeichnende Dogma ist der Umstand, dass der Naturalismus bestimmte einzelwissenschaftliche Ergebnisse, die besonders grundlegend oder einleuchtend erscheinen, zu einem höheren, geradezu unbezweifelbaren Wissen macht. Oft mischen **sie** in diese verehrten empirischen Thesen noch einige philosophische Versatzstücke, etwa Grundsätze des Materialismus oder der positivistischen Methodik. Mit einer derartigen 'Auszeichnung' immunisiert man aber nur bestimmte Theorien, wo es doch darum gehen sollte, eine kritische Distanz zu halten. Deutlich wird diese Gefahr etwa bei dem engen Verhältnis, das die Naturalisten zur Evolutionstheorie entwickelten. Aus einer verständlichen Bewunderung wurde auf diese Weise eine doktrinäre Haltung. Diese hat selbst der Darwinschen Theorie nicht gut getan, die fast schon zu einer Art Ideologie erstarrt ist. Ähnliches findet sich heute in Bezug auf die Genetik und die Gehirnforschung: Deren fragwürdigen 'Ergebnisse' stellen eine seltsame Kombination aus empirischen Fakten und populärphilosophischen Deutungen dar. Jeder, der an ihrer der Wahrheit und Wichtigkeit zweifelt, begibt sich in die Gefahr, als Feind der Wissenschaft angesehen zu werden.

Doch zurück zu Lütges weiteren Argumentationsschritten: Da er gemäß seiner antimetaphysischen Position die Philosophie als bloßes "Interface der Wissenschaften" fasst (S. 101), sieht er es als seine Aufgabe, "Psychologie und Ökonomik miteinander ins Gespräch zu bringen". Er tut dies, indem er sich ausschließlich auf die rationale Entscheidungskonzeption konzentriert, welche, wie bereits bei Jungermann definiert, die Entscheidung allein als nutzen- bzw. vorteilsorientierte Wahl eines Subjekts unter verschiedenen Optionen bestimmt. Den Einwand, dass reale Personen ihre Entscheidungen oft intuitiv treffen oder aufgrund von Emotionen spontan reagieren, weist Lütge zurück. Es gehe hierbei in erster Linie um die Definition eines Idealtypus', wobei bewusst die verschiedenen psychischen Momente, die in der Realität eine Rolle spielen mögen, ausgeschlossen werden. Dieses strikt typisierende Verfahren sei pragmatisch zu rechtfertigen. Eine solche Abstraktion, die etwa die Basis des "homo oeconomicus" im Rahmen der österreichischen Schule der Ökonomik bildete, hat nicht die Funktion, die Wirklichkeit abzubilden, sondern ausschließlich die praktisch (moralisch) motivierte Aufgabe, "Vorschläge zur Institutionengestaltung" zu erarbeiten. Wie leistungsfähig ein solcher Idealtypus gewesen ist, kann im Rahmen des vorliegenden Textes nicht abgeschätzt werden. Es erhebt sich allerdings die grundsätzliche Frage, warum pragmatische Hilfsmittel so oft als Sachenaussagen aufzutreten pflegen und nicht als das, was sie sind, nämlich als bloße Werkzeuge für konkrete Zwecke.

In der abschließenden Diskussion in Form eines kleinen Briefwechsels werden die beiden höchst unterschiedlichen, weil auf jeweils weit voneinander entfernte Ziele, Methoden und kognitive Traditionen bezogenen Positionen nochmals kurz, aber erhellend rekapituliert. Ein ziemlich ungewöhnliches, ja originelles kleines Buch, das anhand konkreter Vergleiche pointiert die Unterschiede zwischen dem philosophischen und dem wissenschaftlichen Diskurs zeigt, aber zugleich auch deren enge Überschneidungen deutlich macht.

\*

Die Reihe "Philosophie und Psychologie im Dialog", in der auch der besprochene Band erschienen ist, wird von Christoph Hubig und Gerd Jüttemann herausgegeben.

Anliegen dieses Projektes ist es, zum Austausch zwischen zwei Fachrichtungen beizutragen, die eine gemeinsame Geschichte verbindet und die einander viel mitzuteilen haben. "Philosophie und Psychologie im Dialog" sieht vor, dass zentrale Gegenstände beider Disziplinen jeweils von einer/einem Philosophin/Philosophen sowie einer/einem Psychologin/Psychologen vorgestellt und in einem sich daran anschließenden wissenschaftlichen Briefwechsel diskutiert werden.

Folgende Bände sind bereits erschienen:

- Band 10 – Kaiser-El-Safti, Margret / Loh, Werner:  
Die Psychologismus-Kontroverse
- Band 9 – Kettner, Matthias / Mertens, Wolfgang:  
Reflexionen über das Unbewusste
- Band 9 – Kettner, Matthias / Mertens, Wolfgang:  
Reflexionen über das Unbewusste
- Band 8 – Jungermann, Helmut / Lütge, Christoph:  
Entscheidung und Urteil
- Band 7 – Bruder, Klaus-Jürgen / Voßkühler, Friedrich:  
Lüge und Selbsttäuschung
- Band 6 – Hubig, Christoph / Rindermann, Heiner:

Bildung und Kompetenz

•Band 5 – Küchenhoff, Joachim / Wiegerling, Klaus:

Leib und Körper

•Band 4 – Zurhorst, Günter / Gottschalk-Mazouz, Niels:

Krankheit und Gesundheit

•Band 3 – Haubl, Rolf / Caysa, Volker:

Hass und Gewaltbereitschaft

•Band 2 – Kuhl, Julius / Luckner, Andreas:

Freies Selbstsein

•Band 1 – Mack, Wolfgang / Röttgers, Kurt:

Gesellschaftsleben und Seelenleben